

Siehe S. 194

135

Streck die zum äinische Lenzis nützte des Entsatz „Deutsche Schulsorgen in Rumänien“ von Karl Becker entfallen. Stellt ihm hier dieser Entsatz ein

Die Volksverbundenheit der sächsischen Kirche Siebenbürgens

Von Hans Lienert

Einige Tatsachen, die von der Volksverbundenheit unserer Kirche zeugen, sind bekannt. Man braucht sie bloß kurz zu erwähnen. Hieher gehört, daß unsere Kirche schon vor der Reformation ihre Pfarrer selber wählte, sich also nicht durch nichtdeutsche Bischöfe volksfremde Pfarrer vor die Nase setzen ließ, die unser Deutschtum geschädigt oder vernichtet hätten. Wie dem Königswort gemäß „unus sit populus“ unser Volk im Lauf der Jahrhunderte alle deutschen Siedlungen Siebenbürgens zusammenfaßte, so erwuchs auch die Kirche zu einer Einheit, die sogar die Deutschen außerhalb des Königsbodens umschloß, also zur Volkwerdung wesentlich beitrug. Es ist weiters bekannt, daß unsere Kirche dem Volk das erste Schulwesen gab, sich all die Jahrhunderte hindurch bis heute der Schule entscheidend annahm und sie erhielt. Es verdient außerdem als wesentlich vermerkt zu werden, daß nicht Priesterschulen daraus wurden, sondern im Gegenteil: die Lehrer jeden Grades erteilten an allen Schulen auch den Religionsunterricht; die Theologen waren also nicht „auch“ Lehrer, sondern die Lehrer waren „auch“ Theologen, insofern sie neben ihren wissenschaftlichen Studien nicht nur die Befähigung erwarben, den Religionsunterricht zu erteilen, sondern nach einigen Jahren der Lehrtätigkeit auch Pfarrer zu sein. Diese enge Verbundenheit des Pfarrerstandes mit den weltlichen Wissenschaften jeder Art hat unsere Kirche davor bewahrt, im schlimmen Sinne eine Priesterkirche zu werden und sich vom Volksgrunde zu lösen. Es paßt durchaus in den Rahmen dieser Tatsachen, daß der Reformator unserer Kirche, Honterus, wohl ein berühmter Gelehrter, aber niemals Priester war, daß er Pfarrer wurde ohne Theologe gewesen zu sein und ordiniert zu werden. Und es ist bemerkenswert, daß die entscheidenden Antriebe zur Durchführung der Reformation bei uns nicht von der Kirche her, sondern von den weltlichen Führern des Volkes wirksam wurden. Man wird ferner als bekannt voraussetzen dürfen, daß unsere Kirche weder unsere Pfarrer auf den Buchstaben eines Bekenntnisses verpflichtet, noch gegenüber ihren Mitgliedern als Glaubensrichter auftritt, daß jeder Sachse Siebenbürgens von vorneherein Glied seiner Kirche ist, ohne sich durch sie jemals in seiner Weltanschauung oder seiner Überzeugung einem beengenden Glaubenszwang oder unvölkischen Forderungen gegenübergestellt zu sehen. Daher sind Kirchenaustritte aus diesen Gründen bei uns so gut wie unbekannt und die Kirche ist tatsächlich volkumfassend. Sie ist es sogar in dem Sinne, daß bis zum heutigen Tag in die Wählerlisten mancher evang. Gemeinden auch zugewanderte katholische Volksgenossen aufgenommen werden, wenn sie die Lasten gegenüber Schule und Kirche mit den evangelischen Volksgenossen mitzutragen sich bereit finden.

Zu diesen mehr bekannten Tatsachen, die doch schon weithin die Lage kennzeichnen, möchte ich noch einiges weniger Bekannte hinzufügen, was mir an dem Verhältnis Kirche-Volk bei uns Sachsen als wesentlich erscheint. Es wird sich niemand wundern darüber, daß den breiten Schichten unseres Volkes, besonders unsern Bauern, das Dogma-

tische, rein Bekenntnismäßige fernliegt oder unverständlich bleibt. Ihr Verhältnis zu Gott ist das der kindlich-vertrauenden Ehrfurcht, das Verhältnis zum Heiland mehr das der menschlich-innigen Zuneigung zu dem von göttlicher Kraft erfüllten reinen Menschenbruder. Ich sehe vom Herzen unseres Volkes keine besonderen Fäden einer näheren Beziehung hinführen zu der Bluttheologie des Kreuzes oder zu den Fragen der Rechtfertigung, Versöhnung und Erlösung. Auf Grund dieser meiner Einsicht und Erfahrung habe ich einmal im Lauf eines Gesprächs — es dürfte 1926 gewesen sein — hierüber mit weiland Bischofsvikar Adolf Schullerus gesprochen und ihm gegenüber bemerkt: unser Volk sei in seiner religiösen Entwicklung dem Wesen nach auf der Stufe des alten Testaments stehen geblieben. Schullerus wandte sich daraufhin zu mir und sagte, ernst zwar, aber ohne Bedauern: „Warum sagen Sie: altes Testament? Sagen Sie ruhig: daß sein Wesen auch heute noch im Grunde des altgermanischen Heidentums wurzelt, — dann kennzeichnen Sie die Tatsachen richtiger.“ Wir wollen ein solches Wort, daß ich hiemit vor dem Vergessenwerden bewahrt haben möchte, aus dem Mund eines der besten Kenner unseres Volkes nicht leicht nehmen, sondern in seinem vollen Gewicht auf uns wirken lassen. Ich glaube, daß kommende Tage die Richtigkeit dieser Einsicht noch klarer herausstellen werden.

Schließlich will ich noch einer Tatsache gedenken, die sehr bezeichnend ist. Wir haben als Pfarrer oft Gelegenheit, von der Kanzel her schwere Fehler im Leben der Volksgenossen zu rügen und dem Gedanken Ausdruck zu geben: „Glaubet ihr nicht, so bleibt ihr nicht“, daß uns Verderben und Untergang droht, wenn wir gewisse böse Sünden nicht meiden. Dabei ist es auffallend, daß wir Pfarrer mit solchem Hinweis und solcher Drohung nicht den einzelnen Menschen meinen, nicht sein persönliches Seelenheil oder sein „Verderben in der Hölle“ im Auge haben, — sondern einfach das Volk als solches. Das Volk liegt uns am Herzen, seinen Bestand möchten wir gesichert sehen, um das Leben der Gemeinschaft geht es uns in den Mahnungen und Warnungen von der Kanzel, wenn wir den Tod, Verderben und Untergang reden. Wer uns angesichts dieser Tatsache aus dem Dienst am Volke stoßen will, wer uns klar zu machen bestrebt ist, daß „Einzelseelsorge“ die Hauptaufgabe der Kirche oder gar ihr einziges Anliegen als Kirche sei, der hat nie begriffen, worum es im Grunde genommen in jeder evangelischen Kirche zu gehen hat und worin der Dienst unserer sächsischen Kirche an unserem deutschen Volkstum Siebenbürgens seit jeher bestand. Darum habe ich die Zuversicht, daß unsere Volkskirche, wenn wir sie überhaupt ernst nehmen und noch erhalten wollen, ihren so gearteten Dienst am Volke noch lange wird tun dürfen.

Und aus solchem Verständnis heraus, darf ich hoffen, nicht mißverstanden zu werden, wenn ich ein Wort hersehe, das ich neulich bei anderer Gelegenheit bekennen durfte: „Mein Evangelium ist deutsch. Und wo deutsches Wesen aufhört, da hört mein Evangelium auf.“

Die Regenrinne

Von Heinrich Sillich

Die Regenrinne singt am Haus,
o Kindermelodie!
Vor langer Zeit hört ich sie oft,
und ich vergaß sie nie.

Die Nacht drückt schwarz ans Fenster sich,
der Regen tönt und tönt.
Ich lehn' das Haupt zurück und bin
mit allem ausgeföhnt.

Als säße ich bei Mutter noch
und lauschte in das Sprühn,
April — sagt sie, und über Nacht
wird unsre Kinde grün.

Und immer war sie wirklich grün,
wenn sich die Sonne hob,
ein tausendfaches Funkellicht
aus jedem Tropfen stob.

Und über Nacht und über Nacht
ging Jahr um Jahr vorbei —
die kleine Wahrheit blieb: es singt
im Regen schon der Mai.



O himmelweites Blau

Von Heinrich Zillich

Am Ufer meines Schlafes dämmerte ein Schein —
In sanfter Brandung wie der Wind im Klee
floß er und glänzte in den Traum hinein,
so welkenfremd als rauschte Tau.
Ich schlug das Auge auf: o morgenhoher See,
o Blau, o Blau, o himmelweites Blau!

Du grenzenloses, o du gütiges Gesicht!
Es schwebt und faßt der goldne Sonnenstaub
nach mir und scheucht mich in das junge Licht.
Ich springe auf und schau und schau:
Die Wiesen drängen sich verliebt mit Baum und Laub
ins Blau, ins Blau, ins himmelweite Blau!

Du seidne Ruh des Glücks, du zeitenfrohes Blau,
des Himmels wahres Auge, das gesiegt!
Ich drehe mich, im Kreise schwingt die Au
als Schleppe einer Wunderfrau,
die sich im Tanze wiegt und selig tanzend schmiegt
durchs Blau, durchs Blau, durchs himmelweite Blau!



Heimweg am Abend

Von Heinrich Hillich

Die Blätter in den Bäumen regen
sich leis, wie Vögel ihre Flügel falten,
eh sie die Schnäbel ins Gefieder legen.
Zur Nacht empor mit ihren alten,
noch nie erforschten Sternenwegen
steigt auf der Felder Atem stumm und rauh.

Aus blauer Stille tritt das weiße Haus.
Du siehst am Tore stehn die liebe Frau,
ein Lichtlein in der Hand, so lugt sie aus.
Und deine Arme müd von Werk und Braus,
sie klingen wie die Bäume langsam aus.



Über die Hausmusik

Von Ludwig Schmidt

Jedes Wort ändert seinen Sinn mit der Zeit, die ihm seine Bedeutung gibt. Heute bezeichnet man als Hausmusik die Musikpflege im Familien- oder Freundeskreis im Heim, es verbindet sich mit diesem Wort der gute und der schlechte Begriff des Dilettanten, des Laienmusikers, genau so wie eine bestimmte Art Musik als Hausmusik bezeichnet wird.

Ehe das öffentliche Konzert aufkam, also vor der Mitte des 18. Jahrhunderts, war jede Musik eigentlich Hausmusik, soweit sie natürlich nicht Kirchenmusik war. Es wurde in den Häusern musiziert, ja selbst das Musizieren an den verschiedenen Höfen Deutschlands oder Europas überhaupt war nichts anders als Hausmusik. Daraus erklären sich viele Eigenarten alter Musik, die in großen Konzertsälen, ausgeführt von Riesenorchestern und -chören, natürlich ganz anders klingt, als sie ursprünglich gedacht war.

Mit dem Zeitalter der Aufklärung, dem Zeitalter des Individualismus, verschiebt sich das ganze Musikempfinden. Einesteils wird das Gemeinschaftsmusizieren zum Massenmusizieren der Orchester und Chöre, andererseits sondert sich der Einzelne heraus zum Solisten, zum Virtuosen. Trotzdem bildet gerade diese Zeit eine besondere Art der Hausmusikpflege heraus und die ihr arteigene Musik. Es ist die Zeit des Quartetts mit ihrem Großmeister Haydn. Aber auch alle die Divertimenti, Serenaden, Cassationen und Kammermusiken eines Mozart gehören noch durchaus in diesen Bereich, während mit Beethoven und später noch stärker mit den Romantikern die Abwendung von diesem einfachen Stil der alten Hausmusik erfolgte, war doch der „Dilettant“, der Musikliebhaber nicht mehr fähig, den großen technischen Anforderungen — man denke z. B. an die letzten Quartette Beethovens — gerecht zu werden.

Dieser Zeit war auch eine Verarmung an Instrumenten eigen. Waren früher besonders die Bläser im Vordergrund, so bilden sich jetzt sogenannte Modeinstrumente heraus, während die andern ganz vernachlässigt, bzw. den Berufsmusikern überlassen wurden. Eine ganz überragende Stellung nahm in dieser Hinsicht das Klavier ein, das ja erst diese Zeit zu dem gemacht hat, als was wir es kennen, d. h. aus dem im Klang objektiven Cembalo eines Bach, aus dem in seinem Volumen so zarten Clavichord eines C. Ph. E. Bach, wurde das immer lauter werdende „Hammer“-Klavier, das heute in seinen Konzertaussmaßen erfolgreich gegen die Klangmassen eines Sinfonieorchesters bestehen kann. Neben dem Klavier, das nun in jedes bürgerliche Haus eindrang, konnte sich, in großem Abstand, nur die Geige behaupten. So kam es, daß es in unseren Liebhaberorchestern immer genug Geiger gab, aber keine Bläser.

Das Klavier beherrschte das ganze Musikgeschehen und -schaffen beinahe eines Jahrhunderts. Während früher z. B. Orlando Lassus und seine Zeitgenossen ausschließlich für den chorischen Gesang geschrieben haben, während bei Bach das Schaffen sich auf alle Gebiete und alle Instrumente erstreckt, gab es jetzt Komponisten, die ausschließlich für das Klavier geschrieben haben, wie Chopin. Die Flut der Klavierliteratur stieg auch ins Ungemessene und kannte jede Schattierung vom ganz Wertvollen bis zum größten